

Jon Fosse – Laudatio

Verehrter Jon Fosse,
verehrter Hinrich Schmidt-Henkel,
verehrte Frau Bürgermeisterin Vilhjalmsson,
verehrte Frau Kulturdezernentin Wilkens,
verehrte Festgäste!

Wir ehren heute einen Dichter, der am Rand einer ungeheueren zivilisatorischen Bruchkante steht. Der wie wir alle an dieser Bruchkante steht, der aber den Abgrund, der sich dahinter zeigt, für uns alle auf besondere Weise in seiner Poesie spiegelt. Denn er bewahrt in ihr etwas Lebensnotwendiges auf, was bei den nächstzuvermutenden Schritten der Zivilisation unweigerlich zurückzubleiben und letztlich zu verschwinden droht.

Die Moderne beginne, wenn die Philosophie nicht mehr von Engeln spreche - mit dieser Feststellung läuteten die Philosophen das 21. Jahrhundert ein. In Jon Fosses Gedichten finden sich nicht nur Engel, sondern ausnehmend viele Engel. Sie gehören zur Grundausstattung, also zum Nötigsten, seiner Poesie. Sie sind Mittler zwischen göttlicher und menschlicher Welt, Begleiter von Erschütterungen und Symbole von Hoffnung. Engel erscheinen nicht in Schall und Rauch, ihre Botschaft kommt von der Innenseite des menschlichen Lebens. Engel begegnen uns ausschließlich in Stille, einer unerklärlichen, weil unerklärbaren Stille, in der die Sprache an ihre Grenzen stößt. Der Mensch kann eintauchen in diese Stille, auch ohne Sprache, denn seine Existenz ist umfassender. Er spürt diese Stille, die ihn aufnimmt, ohne dass er sie erklären könnte. Erklären muss.

„so still kann es sein / .../ wie eine gnade / die wir ... atmen können“

Genau hier beginnt die Bruchkante der Moderne, die es als Fortschritt ansieht, alles zu untersuchen und offenzulegen, um besser eingreifen und jegliches verändern zu können.

Schon früh zeigten sich die ersten Vorzeichen dieser Verwerfung. 1799 schrieb Novalis: „Der Sinn der Welt ist verloren gegangen. Wir sind beim Buchstaben stehen geblieben. Wir haben das Erscheinende über der Erscheinung verloren.“ Zweihundert Jahre nach Novalis sind nicht nur die menschlichen Gene entschlüsselt, sondern auch die Gene der drei Milliarden in jedem Menschen lebenden Bakterien, das sind mehr als er Körperzellen besitzt. Die einst trotz ihrer Komplexität einheitliche Schöpfung zerfiel in Bruchstücke von Tatsachen. Gigantische Finanzen und Kapazitäten werden eingesetzt, nur um ein Wissen zu erlangen, das den Wissenden möglicherweise überflüssig machen wird.

Hier ist enormer Klärungsbedarf, sagt uns die Poesie von Jon Fosse in ihrer stillen, ruhigen und wunderbar klaren Art. Nicht, indem sie auf etwas Zukünftiges mahnend verweist, sondern indem sie zeigt, was wir verlieren, wenn wir unser Denken und Empfinden, unser gesamtes Menschsein radikal dieser Entwicklung anpassen. In einer Zeit, die sich als beginnendes Anthropozän, als menschlich gemachtes Neues, definiert, dominieren paradoxerweise längst andere Kreaturen: die in Anzahl und Auswirkung sich rasant vermehrenden Computer, Roboter und Netzwerke, die Microchip für Microchip, in nahezu unmerklichen Einheiten, uns unsere Existenz abnehmen. Am Ende dieser Entwicklung könnten Computer soweit mit menschlichen Fähigkeiten programmiert und ausgestattet sein, das unweigerlich die Frage steht: Wozu braucht es überhaupt noch: den Menschen? Und in diesem Zusammenhang: Wozu braucht es noch Sprache?

Ludwig Wittgenstein ahnte voraus, „daß die Wissenschaft und Industrie, und ihr Fortschritt, das Bleibendste der heutigen Welt ist, daß jede Mutmaßung eines Zusammenbruchs der Wissenschaft und Industrie einstweilen, und auf lange Zeit, ein bloßer Traum sei, und daß Wissenschaft und Industrie nach und mit unendlichem Jammer die Welt einigen werden, ich meine, sie zu EINEM zusammenfassen werden, in welchem dann freilich alles eher als der Friede wohnen wird.“

Eine ganze Kultur des Staunens und Zweifelns ist durch diese Entwicklung im Verschwinden begriffen.

Sir Thomas Browne fragte bereits 300 Jahre vor Wittgenstein: „... wessen Vernunft wäre darüber erhaben, sich an der Weisheit von Bienen, Ameisen und Spinnen zu schulen?“

Mit der Kultur des Staunens verschwinden auch die das Rätsel liebenden Götter. Wir leiden, wie der Dichter Christian Lehnert sagt, an einer Störung des spirituellen Gleichgewichts.

Zu unserem Glück aber steht die Dichtung Jon Fosses noch immer mitten in dieser Tradition des Staunens und Zweifelns. Sie beschwört geradezu das Geheimnis der Schöpfung, dem sich der Mensch fatalerweise auf der Spur wähnt, einer Entschlüsselung immer näher. Doch das Wunder der Schöpfung ist: Dass Dinge ungesagt, unerforscht bleiben werden. Davon zeugen nicht nur jene Engel in Jon Fosses Poesie. Für das Geheimnis findet er eine kurze Formel: Er schreibe „auf ein grünes Wort zu / das er nicht versteht / (aber wenn, dann grün)“. Der englische Dichter Michael Hamburger prägte den Begriff des Vorsprachlichen als Herkunftsort, aus dem sich seine Poesie speist. Heinrich von Kleist spricht in seinem „Brief eines Dichters an einem anderen“ auf seine Art davon: „Ich bemühe mich aus meinen besten Kräften, dem Ausdruck Klarheit, dem Versbau Bedeutung, dem Klang der Worte Anmut und Leben zu geben: aber bloß, damit diese Dinge gar nicht, vielmehr einzig und allein der Gedanke, den sie einschließen, erscheine.“ Angelus Silesius mahnte in seinem „Cherubinischen Wandersmann“: „Gott ist so über Alls, dass man nichts sprechen kann ... / Gott ist ja lauter Nichts, ihn rührt kein Nun und hier: / Je mehr du nach ihm greifst, je mehr entwid er dir...“ Und der Vorsokratiker Parmenides schrieb in seinen Fragmenten: „Nichtsein kannst Du nicht erkennen noch sagen – es ist nicht zu greifen.“

Dieses parmenidische NICHTS ist das Codewort, der Türöffner zurück zum Unsprachlichen und eigentlichen Sein, ungeprägt vom Menschen, seinem Denken und Tun, seinen Vorstellungen und den darauf fußenden Handlungen.

Dichter wie Philosophen wissen: Es geht immer um die ganze Existenz, nicht nur um die Vernunft. Es geht immer auch um die unerklärliche Stille außerhalb der Sprache, die Jon Fosse in seiner Poesie aufgehoben hat, ohne sie vollends auszusprechen müssen. Es genügen wenige Worte, einzelne Zeilen wie:

„so weisst du dass es / das unbegreifliche gibt / das alle begreifen / denn das gesagte / ist immer das gegenteil / aber genau dann ist es da / dann begreifen wir / dann sind wir umgekehrt zugegen“

Die Heiden unterscheidet von uns, „dass am Anfang ihrer Religionen eine unheimliche Anstrengung steht, nicht als Menschen zu denken, um den Kontakt mit der ganzen Schöpfung zu wahren“, sagt der Theaterer Erneuerer Antonin Artaud. Auch Schopenhauer begegnet dem Anderen hinter dem Dasein nur, wenn er die Welt abschüttelt.

Das Fatale aber laut Henri Bergson ist: „die Sprache zwingt uns, unter unseren Vorstellungen dieselben scharfen und genauen Unterscheidungen, dieselbe Diskontinuität herzustellen wie zwischen den materiellen Gegenständen“. Der Intellekt selbst sei ein Produkt des Lebens und vermag daher nicht, das Leben in seinem vollständigen Wesen zu erfassen. Deshalb verwies Ludwig Wittgenstein am Schluss seines Tractatus auf das notwendige Schweigen, das die Begrenztheit der menschlichen Sprache auffängt und in eine andere Art der Kommunikation oder besser eines Weltverständnisses umwandelt.

An diesem fehlenden Vermögen, alles sagen zu können, was der Fall ist, leidet der Mensch. Doch erst der Mensch hat die Sprache zur Welt gebracht, sie zur Verfehlung und zum Frevel werden lassen.

„der wahnsinn / hängt in dem grünen // und der apfel ist rot / ohne sünde“

Das Dilemma der Limitierung durch Sprache ist eine Kapitulation vor der Fülle der Welt.

„Er mit den dummen wörtern / die nie sagen können / was er denkt und fühlt“

Das Wissen um diese Unzulänglichkeit streift auch die Gedichte Jon Fosses. Er kommt deshalb mit wenigem Vokabular aus, das präzise und wirksam eingesetzt wird. Gerade aus dieser Zurückhaltung gewinnt seine Sprache ihre Genauigkeit, die weder Zweifel noch Irritationen zurücklässt, sondern eine universelle Resonanz und Deutlichkeit besitzt. Dass Sprache nicht nur redundant eingesetzt werden kann, sondern sparsam effektiv, so dass selbst Unsagbares noch in ihrem Echoraum transportieren werden kann – dieses Vermögen verlieren wir zusehends mit der Vergeudung und Abnutzung unserer Sprache in den Medien, in denen die Worte ausgeschüttet werden, als wären sie Abfall. Schlagworte, HashTags, sind Verständigungen nur noch über Vorläufigkeiten. Parmenides: „es ist alles nur Name, was die Sterblichen da gesetzt haben, vertrauend, es sei wahr...“

Jon Fosses Prämisse also lautet: Wozu mit immer neuen Worten schreiben, wo doch das bestehende Sprachmaterial noch nicht einmal ausgeschöpft ist? Junge, Meer, Boot, Welle, Stein, Hund, Engel, Himmel, Dunkelheit, Licht – Worte, die in den Gedichten von Jon Fosse zuverlässig wiederkehren. Neben den Engeln zieht besonders der Hund als streunendes Zeilenwesen durch seine Verse, weil, so Jon Fosse, dieser ein „sprachloses Verstehen“ symbolisiere und im Schreiben versuche er sich diesem sprachlosen Verstehen zu nähern. Sein poetischer Hund ist ein Hermes im

Tiergewand, Mittler zwischen Natur und Mensch, zwischen Sprache und Nichtsprache, als irdischer Bote dem himmlischen Engel spiegelbildlich gleich, „... denn der himmel ist / ein großer weißer hund“. Nicht physikalische, sondern poetische Gleichgewichtspunkte, die ein System stabilisieren und in Balance halten, sind diese wiederkehrenden Worte. Sie bilden Kaskaden, Reihen, Sequenzen, letztlich ein Gemeinsames.

Jon Fosse sagt, für ihn bedeute „ein Wort nie dasselbe“. Mit jeder Sekunde verändert sich die Situation, der Kontext, der Zusammenhang, alles zieht in fortwährendem Wandel. Zuverlässige Wiederholungen symbolisieren die Gesetze eines Kreislaufs in der Natur. Seine Gedichte sind deshalb Schöpfungsgedichte, ja in ihrer knappen Art fast Schöpfungsformeln:

„in der bewegung die wir erschaffen / und die uns erschafft, so deutlich, im dunkeln“

Auch der Tod gehört dazu, wird von Generation zu Generation weitergegeben. Das Wort Dunkelheit benennt nicht nur den Gegensatz des Taglichts, sondern bei ihm vor allem das unendliche All, in dem Tod und Leben vereint sind. Für Jon Fosse ist die Dunkelheit das Boot, in dem er sitzt.

Wiederholungen sind auch Vergewisserungen: Alles bleibt letztlich durch sämtliche Veränderungen hindurch an seinem Platz, bestenfalls kehrt es wieder. Diese kleinen Haltegriffe für den Gang durch das Chaos des Daseins, der jeweils anders wird, als es sich der Verstand vorstellen kann und will, geben Sicherheit und ein Gefühl von Bestand.

Die Fjorde Norwegens, das in steten Wellen anrollende und sich zurückziehende Meer, Kindheit, Vater und Mutter, all das findet sich in den Gedichten des am norwegischen Hardangerfjord aufgewachsenen Jon Fosse. Das Westland seiner Herkunft verdichtet sich zur

„erzählung / im körper / ist das linienspiel / der berge / am himmel entlang / dort drinnen“.

Jon Fosse schreibt zudem im Minoritätsidiom Nynorsk. Er erzählt eine Welt, die so festgefügt ist wie die schweren Steinplatten auf den alten Bootshäusern in Strandebarm. Das unglaubliche Wunder der menschlichen Existenz, des Daseins, keine Sprache kann es zur Gänze erfassen, es bleibt ein sprach-loser Rest.

„diese unerklärliche stille ... Vielleicht geht es / darum / ohne darum zu gehen / Das ist was wir tun / Das ist was wir immer wieder erzählen sollen / Und was nie erzählt werden kann / Das ist was wir sind und tun“

Mit dem Gedichtband „Diese unerklärliche Stille“ schrieb Jon Fosse einen große Zyklus über Vergangenheit und Anwesenheit, über das menschliche Dasein. „Was immer ich schreibe, schreibe ich als Lyriker“, bekennt der weltweit eher als Dramatiker und Prosaautor bekannte Jon Fosse. Dieser Gedichtband ist gefärbt von „erlernter Einsamkeit“, Trauer und Wehmut und einer Sehnsucht ins Unbestimmte, weil das Dunkel kommt, kommen wird, das Vergängnis und ein unergründlich Anderes,

„dunkelheit... / fast glänzend in ihrer matten schwärze / in der sterne erscheinen / und stumm ihr licht senden / von orten / auch tief in uns“

Doch vor dem Verschwinden ins Dunkle gibt es eine Anwesenheit, die jetzt ist und getragen wird von einer ruhigen Bestimmtheit und stillen Freude, vom Blau des Himmels, den wiederkehrenden Wellen, von Tagen

„mit ihren klängen von auferstehung“,

vom Anderen, der Halt gibt, und von der niemals sicheren Liebe, die

„nicht in der Schwere ist von etwas das ist... die Liebe ist nie etwas das ist! / Sie ist nur zu etwas gewandt das ist“.

Der eigentliche Grund für Jon Fosses Schreiben aber ist die niemals zu klärende, drängende Frage:

„wer ist es, der schreibt, bin das ich / oder ist es etwas das in mir schreibt und das / mein schreiben schreibt / durch mich so ist es: wenn ich schreibe / und dem was nicht ist, nah sein soll / muss ein ich deutlich sein / oder spürbar in all seiner undeutlichkeit / ... dieses ich ist einfach zugegen“

Hinrich Schmidt-Henkel, den wir heute ebenfalls auszeichnen, übersetzte bereits sämtliche auf Deutsch erschienene über fünfundzwanzig Dramen, Romane und Erzählungen von Jon Fosse. Er ist ebenso für Fosses Gedichte ein kongenialer Übersetzer, denn Poesie ist das Einfache, was besonders schwer zu machen ist. Hinrich Schmidt-Henkel aber ist mit allen sprachlichen Wassern gewaschen. Wie eine seiner jüngsten Übersetzungen (gemeinsam mit seinem

Arbeits- und Lebensgefährten Frank Heibert) zeigt: Raymond Queneau Stilübungen, eine Begebenheit in 136 Varianten erzählt, vom Haiku bis zum bayrischen Akzent. Für sein Lebenswerk, zahlreiche Übersetzungen namhafter Autoren aus dem Französischen und Norwegischen, erhielt Hinrich Schmidt-Henkel den Straelener Übersetzerpreis der Kunststiftung Nordrhein-Westfalen, ebenfalls in diesem Jahr und gemeinsam mit Frank Heibert.

Man sollte das Risiko eines Übersetzers, eines Schwimmers zwischen den Ufern zweier Sprachen, nicht unterschätzen, wie eine Geschichte von Michel Serres aus seinem Buch „Atlas“ zeigt: „Wenn ein mutiger Schwimmer einen breiten Fluss oder eine Meerenge durchschwimmt, lässt sich sein Weg in drei Abschnitte unterteilen. Solange er das Ufer, von dem er los geschwommen ist, noch sehen kann, oder sobald das Ufer, dem er zustrebt, sichtbar wird, befindet er sich noch in seinem Herkunftsgebiet oder schon am Ziel seiner Wünsche... In der Mitte seines mehr oder weniger langen Weges kommt jedoch ein entscheidender und pathetischer Augenblick. In gleichem Abstand von beiden Ufern durchquert er einen breiten neutralen, weissen Streifen, in dem er weder das eine noch das andere oder vielleicht bereits das eine und das andere zugleich ist. In einem Zustand der Unruhe, des Schwebens, des labilen Gleichgewichts bemerkt er einen unerforschten Raum, der auf keiner Karte verzeichnet ist und den weder der Atlas noch ein Reisender jemals beschrieben hat.... ist es nicht so, dass wir genau diese transparenten, virtuellen Übergangsräume, die seit den ältesten Zeiten den Nomaden und Umherwandernden bekannt waren und so alt sind wie die vor jeder Entdeckungsfahrt durchquerte Wüste – dass wir genau diese Räume mit unseren Netzen bevölkern und darin leben, wenn wir mit Menschen am anderen Ende der Erde sprechen?

Dass in der Übersetzung von Jon Fosses Gedichten genau dieser uralte, betörende, schwebende Zustand – zwischen Freisein und Verbundenheit, zwischen Bekanntem und Unbekanntem, zwischen Vertrautheit und Fremdheit – uns wie beiläufig vermittelt wird, ist das Verdienst dieses großartigen Übersetzers.

Dank auch an Josef Kleinheinrich und seinem Verlag, der uns mit diesem Buch beschenkte.

Ich gratuliere von Herzen Jon Fosse und Hinrich Schmidt-Henkel zum „Preis der Stadt Münster für internationale Poesie“ und wünsche beiden noch viele gemeinsame Bücher!

Cornelia Jentzsch